

(Nachdruck verboten.)

Erinnerungen eines Kommune kämpfers.

Von Henry Brissac.

Der Hunger quälte mich seit dem vorigen Tage. Die Stidluft im Karzer hatte es mir unmöglich gemacht, den Tag über mehr als einen einzigen Zwieback zu knabbern. Aber die belebende Brise der Abende und die frische Nachtluft hatten ein geradezu rasendes Bedürfnis nach Nahrung gewedt, das durch die ganzen vorhergehenden Entbehrungen noch verstärkt wurde.

Endlich öffnete sich meine Zelle, und ich fand Brot am Boden liegen. Ich stürzte darüber her und verschlang es. Es war etwa ein halbes Pfund. Gewiß war das meine erste Mahlzeit; ich erwartete die zweite am Abend. Aber es kam nichts. Auch diese Nacht brachte ich fröstelnd zu. Am nächsten Morgen kam ein Wärter, mich zur Sprechstunde abzuholen. Verschiedene Zellengefangene kamen mit mir. Hätte die Tropen Sonne gebrannt, so wäre mein Schüttelfrost schnell verschwunden gewesen, aber sie verbarg sich hartnäckig hinter einem grauen Wollenschleier. Ich krenzte die Arme auf der Brust, wie um das letzte Bißchen Wärme, das mir geblieben war, zusammenzuraffen und so machte ich mich, barfüßig und kahlgeschoren, das Gesicht ebenfalls glattgeschoren, mit Schellen an den Füßen, auf den Weg. Wir kamen an kleinen vergitterten Gängen vorbei. Offene Thüren gestatteten den Gefangenen ein bißchen im Freien zu schlendern. Trotz meiner Kurzsichtigkeit glaubte ich, einige politische Freunde zu erkennen. Die verhaßte Vermischung mit gewöhnlichen gemeinen Verbrechern dauerte auch auf der Insel Nou fort. Wir machten Halt und erwarteten den Arzt. Glücklicherweise war es nicht der bewußte Korse, sondern ein junger Arzt dritter Klasse.

„Was haben Sie?“ fragte er mich sanft.

„Ich friere und möchte eine Bettdecke.“

„Notiren Sie eine Bettdecke,“ wandte er sich an einen Schreiberdienste versehenen Sträfling.

Als ich in meine Zelle zurückgekehrt war, erhielt ich zum Frühstück genau dieselbe Quantität Brot wie gestern. Ich überlegte lange, ob ich sie auf einmal oder nach und nach anessen sollte. Ich konnte zu keinem festen Entschlusse kommen und beschloß, mich ganz der Eingebung des Augenblicks zu überlassen. Das unvermeidliche Resultat versäumte nicht, sich alsbald einzustellen: In weniger als einer halben Stunde war alles rein aufgegessen. Meine Vernunft machte mir die heftigsten, aber nutzlosesten Vorwürfe. Sie nahmen zu, je mehr Stunden verstrichen.

Nachts brachte mir die Decke zwar Wärme, aber keinen Schlaf; diesen versuchte ein Hunger, gegen den unmöglich anzukämpfen war. Dieser Zustand verschlimmerte sich unheimlich, als der Tag anbrach. Ich delirirte und hatte eine eigenthümliche Vision. Ich sah Berge von Fleisch, dampfende Schüsseln auf einer zierlich gedeckten Tafel. Jede andere Vorstellung, wie Fortschritt — Familie — Humanität war spurlos verschwunden.

Da öffnete sich ein Pfortchen und schloß sich augenblicklich wieder; neben mir fiel ein Zettel zur Erde. Ein paar mit einem Bleistift geschriebene Zeilen sprachen mir Muth zu, geduldig zu sein, und kündigten mir meine demnächst bevorstehende Befreiung aus der Zelle an. Etwas später öffnete sich das Pfortchen abermals und eine Stimme flüsterte:

„Schnell, wollen Sie etwas?“

„Ich möchte Brot!“

Ich bekam es und ein großes Stück gekochtes Rindfleisch, auch Bagnon-Bouillon, die nachmittags in den Zellen ausgeheilt wird.

Aber das ging mir nicht so ungerächt hin: man nahm mir meine Bettdecke weg und ersetzte sie durch einen alten zerrissenen Lumpen. Ich sah es nur zu wohl: der Kampf zwischen dem Arzt und dem Menschen, der offenbar das volle Vertrauen der Strafverwaltung genoß, war ein zu ungleicher. Die Fiebersehner ernannten sich jede Nacht bei mir, und der Arzt und ich waren schließlich doch die Geprellten.

Nach zehn Tagen wurde ich aus der Zelle entlassen. Ein

Aufscher führte mich nach der Schmiede. Ich mußte mich ausstrecken, damit mir die Fußschelle abgestreift werden konnte. Aber alsbald wurde mir eine schwerere angeschmiebet, die mit zwei Ketten verbunden war. Eine Kette mehr als in Toulon — ein merkbarer Fortschritt!

Ich wurde in eins der Häuser „vierter Klasse“ geführt, das mitten im Gebäudekomplexe des Besserungshauses lag. Es war ein langes Gefängniß, für fünfzig Verurtheilte bestimmt, doch drängten sich, als die auf Arbeit befindliche Kolonne zurückgekehrt war, etwa siebzig Personen darin zusammen. Vergitterte Fensteröffnungen hoch oben in den Mauern, darunter ein Brett, worauf Säcke und Gewäaren; noch tiefer die während des Tages eingerollten Hängematten; in einiger Entfernung davon ein Balken, gegen den sie in der Nacht ausgespannt werden; zwei Wascheimer im Hintergrunde.

Einer der anwesenden Sträflinge bot mir ein angeblich goldenes Kreuz zum Kauf an. Ich lehnte ab.

„Aber 's kostet ja nur fünf Nickel.“

Ich wiederholte meinen abschlägigen Bescheid.

„Willst auch kein Taschentuch?“

Ich verneinte gleichfalls.

„Du hast wohl keine Asehe?“

„Nein!“

„Für einen „Gagzir“ (Zwangssträfling) schaust Du nicht besonders „helle“ aus,“ sagte ein anderer Galeerensträfling.

„Ich mache in dieser Beziehung gar keine Ansprüche.“

„Wenn Du keinen Toback hast, kannst Du Dir ja nicht 'mal eine ins Gesicht stecken.“

„Ich verzichte darauf.“

„Sieht er denn wie ein ehrlicher Mensch aus?“

„So laßt 'n doch, er ist 'n Kommuneard und hat noch kein Lehrgeld gezahlt.“

„Spielen wir!“ sagte einer der Sträflinge zu seinen Kameraden.

Er zog ein Packet Karten hervor. „Willst Du aufpassen?“ fragte er mich.

„Meinetwegen, aber ohne alle sonstige Verantwortung.“

„Wenn Dir was auffällt, so ruf' „Achtung!““ sagte ein anderer.

Ich brauchte nicht „Achtung!“ zu rufen, denn die andern Zwangssträflinge kamen bald zurück.

Jeder streckte sich auf dem Boden hin oder setzte sich so gut oder übel es gehen wollte, auf seinen Sack. Mein Nachbar zur Rechten, der von meiner Ankunft erfahren hatte, bat mich, mir seine Erfahrung in dieser Umgebung zu Nutzen zu machen. Er hatte leidlich gute Bildung und vermied es sorgfältig, Rothwelsch zu reden. Er sagte, er wäre ein alter Quartiermeister, für ein leichtes Vergehen mit Gefängniß bestraft. Vom Jähzorn hingerissen, habe er einen Wärter getödtet, der ihn, wie er behauptete, feindselig verfolgte, und so sei er ins Bagno gekommen. Er fragte mich: „Sie kommen aus der Zelle?“ Wir sprachen vom Kerkermeister, von der Nahrung und von der Bettdecke.

„Der Kerkermeister oder Schließer,“ sagte er, „heißt hier Zuchtmeister, weil er die Züchtigung mit der Peitsche vorzunehmen hat. Er hat mehrere Kollegen, der Penker gehört auch dazu. Kurz und gut: sie haben Sie nicht todtgeschlagen — preisen Sie Ihren Stern!“

„Bevor ich das thue, müßte ich doch wissen, warum sie mich hätten todtgeschlagen sollen?“

„Warum haben denn die Aufscher zugeschlagen, ohne auch nur zu schauen, wer die Schläge bekam? Hier bedarf es keiner Gründe, daß todtgeschlagen wird: das bloße Vergnügen daran genügt schon. Wenn man Ihnen, um Ihnen das Geständniß eines wirklichen oder vermeintlichen Verbrechens zu entreißen, die Daumenschrauben angelegt hätte, was würden Sie dazu sagen?“

„Die Daumenschrauben?“

„Natürlich; ich werde Ihnen einen Verurtheilten zeigen, der dadurch verstümmelt wurde.“

„Also ist die Folter hier noch in voller Blüthe?“

Es giebt verschiedene Leute hier, die behaupten, die Daumenschraubenstrafe habe eine ausgezeichnete moralische Wirkung. Das sind gewöhnlich diejenigen, die sie verhängen, aber nicht selber zu kosten haben. Ich versichere Ihnen nochmals, Sie haben in dieser Zelle bedeutendes Glück gehabt.

Außer Ihrem Pfunde Brot, das freilich von den Zuchtmeistern auf ein halbes reduziert worden ist — aber das ist so üblich — haben Ihnen Ihre Kameraden beigestanden, die es fertig gebracht haben, einen der dienenden Geister oder vielleicht gar einen der Zuchtmeister selbst zu bestechen — ich will damit nicht sagen, daß das besonders schwierig gewesen ist. Aber Sie werden sich doch erinnern, daß Sie mehrmals Rindfleischsuppe auf einem Teller bekommen haben?"

"Eine ganz normale Rindfleischsuppe!"

"Das ist nebensächlich; aber Sie haben einen Teller gehabt! Was würden Sie gesagt haben, wenn Sie Ihre Suppe — aus Ihren Schuhen hätten schlürfen müssen?"

"Ist das auch so üblich?"

"Nicht mehr. Aber es gab eine Zeit, wo der Befehl gegeben wurde, den Zellengefangenen die Teller zu entziehen. Und da haben denn die Meisten, um nicht um ihre Suppe zu kommen, ihre Schuhe hingehalten und zu Suppenschüsseln gemacht. Diese schöne Neuerung schien sich bereits verewigen zu wollen, als irgend jemand, ich weiß nicht wer, der von der Sache erfuhr, sie unpassend fand und abstellen ließ. Was Ihren Lappen von einer Bettdecke betrifft, so müssen Sie wissen, daß eine ganze Bettdecke ein Staatskapital ist, das den Zuchtmeistern Profit abmerfen muß: Man muß sie eben bezahlen, die Decke; Sie sind daran also selber schuld."

"Bezahlen, womit?"

"Zum Kuckuck, mit Geld."

"Wenn man sich aber sonst eine verschaffen kann?"

"Na, warum haben Sie denn dann Ihren Besuch in der Sprechstunde nicht wiederholt?"

"Um mich über den Zuchtmeister zu beklagen?"

"Nein, das nicht! Sie waren einmal in seiner Hand; das wäre ein zu kühnes Spiel gewesen; aber, um vom Arzte zu verlangen, daß er Sie ins Hospital aufnimmt; so wären Sie aus der Zelle fort gekommen, bis Ihre Verhältnisse eine günstige Veränderung erfahren hätten."

"Aber ich fühlte mich nicht eigentlich krank, nur schwach."

"Man muß eine Krankheit simuliren; der Arzt hätte einen leisen Wink verstanden. Er protegirt ganz ersichtlich alle, die ihm aus einem ganz besonderen Grunde empfehlenswerth erscheinen. Und die Theilnehmer an der Kommune befinden sich in diesem Falle. Es kommt häufig vor, daß die Aerzte die um sich bloß Besorgten krank finden, was sie sehr wohl erkennen. Es ist das Mitleid, das sie für die armen Teufel empfinden, die sich die Mühe gegeben haben, krank zu erscheinen. Bedenken Sie, daß, wenn sie den Kniff aufdeckten, sie den Leuten zu 25 Peitschenhieben verhelfen würden. Ueberdies, wie sollten sie gewissenhaft einige Hundert in der Sprechstunde vornehmen, in einer Zeit, die nicht einmal für einige Duzend genügt? Unvermeidliche, höchst beklagenswerthe Mißgriffe kommen da vor. Arme Unglückliche, die in der großen Menge übergegangen werden, schleppen sich in elendem Siechthum bis ans Ende hin, ohne auch nur von der Arbeit befreit zu werden."

Da öffnete sich die Bitterthür und eine sichtliche Bewegung ging durchs ganze Haus.

"Aufgepaßt," sagte der Mann, der mit mir gesprochen hatte, "jetzt kommt der Appell zur Arbeit. Nichten Sie sich nach mir! Halten Sie sich in Reih' und Glied, lassen Sie die Arme der Länge nach am Leibe herunterhängen und sehen sie stier vor sich hin, namentlich wenn der Chef uns inspizirt."

Wir schritten hinaus, eine lange Reihe Leute, bloß "aus der vierten".

Da sah ich in einiger Entfernung einen Einäugigen mit einem richtigen Galgengesicht sich auf einen Sträfling stürzen und ihn barbarisch schlagen: Es war der Chef. Er kam zu uns, bemerkte mich, der ihm unbekannt war und ging direkt auf mich zu.

"Keine Anklugheit!" flüsterte mein Nebenmann.

Der Chef pflanzte sich vor mich hin, sah mich einen Augenblick an, ergriff meine Jacke an der Brust, schüttelte mich heftig, wartete und ging weiter. Wir erhielten Befehl, weiter zu marschiren.

"Warum hat mich der Glende in dieser Weise angepaßt?" fragte ich meinen freundlichen Nebenmann und Rathgeber.

"Nicht so laut — es giebt Ohren hier! . . . Was wollen Sie? Sie sind ihm noch unbekannt, er wollte Sie zur Probe betasten. Vielleicht gefällt ihm auch Ihre Figur nicht. Uebrigens hat er sie bloß ein bißchen gerempelt, ohne Sie zu schlagen; wahrscheinlich kommt's nicht wieder vor."

"Soll ich noch meinen Stern preisen?"

"Gewiß!"

Unser Zug schwenkte in ein Thal ein, das häßlich aussehendes Gebüsch und kahle Felsen begrenzte, von denen die erbarmungslosen Sonnenstrahlen zurückprallten. Später ging's durch eine Allee von Kokosnuß-Bäumen, die, von der Brise bewegt, melancholische Töne von sich gaben, ähnlich dem Geklapper von Gebeinen. Wir machten bei einem Steinbruche Halt. Die einzelnen Arbeiter wurden nach den verschiedenen ihnen zugewiesenen Arbeiten vertheilt. Ich wurde unter die Geröllbrecher verwiesen. Ich stieg auf eine kleine Anhöhe von Kieselsteinen und setzte meinen Steinbrechhammer in Bewegung. Ich isolirte mich möglichst, und einer der Aufseher, der rings umherpähte, kam auf mich zu.

"Sie sind von der Kommune?"

"Ja."

"Wissen Sie, daß an Thiers' Stelle der Marschall Mac Mahon getreten ist!"

Ich erbleichte und fragte: "Woher wissen Sie das?"

"Zum Donnerwetter! Telegraphische Depeschen. Es ist nicht der geringste Zweifel daran! Die Republik begraben! Sie brauchen natürlich nicht zu sagen, daß ich Ihnen diese Neuigkeit hinterbracht habe. Sie müßten sich eigentlich freuen, denn wenn ein Napoleon oder der Graf von Paris den Thron besteigt, giebt es sicher eine Amnestie. Euch wird sie freilich nicht viel nützen, aber wenn Sie sich gut führen, werden Sie wenigstens zur Begnadigung vorgeschlagen werden."

Ich hielt es für nutzlos, mit diesem Tropf, der allerdings nur die Meinung der großen Mehrheit aussprach, mich in eine Erörterung einzulassen.

Also, sagte ich mir, Kammer und Präsident sind einig, unsern Lappen von Republik vollends zu zerreißen, und Frankreich will sich ein neues Königsgespenst geben! Wie lange wird das wohl dauern? O Recht und Gerechtigkeit, ihr seid kein leerer Schall, aber dreimal wehe denen, die sich der Aufgabe weihen, euch zum Triumphe zu verhelfen! . . .

Ein mistöndendes, kreischendes, wildes Geschrei erschütterte die Luft; Kanaken waren's, die es austiefen. Ich sah eine Anzahl Wollköpfe vorbeidestiren, schwarze Gesichter mit bestialischem Ausdruck und wilden Augen und ungeheuren auseinander gezerrten Ohrlappen, in denen Ringe baumelten. Die Mehrzahl war hanswürstlich gekleidet, einige fast nackt, alle mit Keulen bewaffnet. Mehrere trugen einen langen Stab auf den Schultern; an diesem war ein Weiber mit gebundenen Händen und Füßen wie ein Schwein aufgehängt.

Mein neuer Bekannter sagte mir: "Das ist die Ortspolizei von Eingeborenen. Sie haben einen Flüchtling eingefangen und wissen sich nun vor Freude nicht zu lassen."

"Und die Verwaltung erlaubt, daß ein Gefangener in dieser Weise transportirt wird?"

"Postausend, was kümmert die sich darum?! Sie hält viel auf diese Kanaken, deren Spürsinn, Ausreißer im Gebüsch zu wittern und auszuschnüffeln, ein ganz unglaublicher ist. Sie betäuben sie zuerst mit Schlägen und transportiren die Eingefangenen dann in dieser Weise. Et! Der Aufseher beobachtet uns."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Tag Urlaub.

Nach dem Französischen des Henri Amic von Franz Hofen.

Jean Grivet ist der pünktlichste Beamte im Kultusministerium. Seit zwanzig Jahren erfüllt er treu und gewissenhaft die Pflichten, die seine kleine, einfache Stellung mit sich bringt. Jean trägt eine Brille; in seine Stirn haben sich tiefe Runzeln gegraben, sein Haupt ist kahl, sein Rücken gekrümmt, — man sieht ihm nicht an, ob er alt oder jung ist. Man könnte ihn eben so gut auf sechzig wie auf vierzig Jahre taxiren. In seiner Umgebung wird er allgemein Vater Grivet genannt, der arme Mensch denkt nicht daran, deshalb jemanden zu zürnen. Das Leben, wie er es führt, hat ihm nichts gelehrt, ihm ist alles fremd und unbekannt, was nicht zu seinem Ministerium gehört.

Seit er in diesem angestellt ist, verlaufen seine Tage einer wie der andere. Er kommt stets als erster in sein Bureau und verläßt es immer zulezt. Abends geht er spazieren, wenn er nach Hause kommt, liest er die Zeitung, ist ein bißchen, schnupft viel, dann geht er ruhig schlafen: Am nächsten Morgen fängt die Sache von vorne an und verläuft genau wie am vorigen Tage.

Vater Grivet hatte arme Eltern. Seine Mutter starb bei seiner Geburt. Sein Vater, Hauptmann a. D., hatte keinen anderen Lebensunterhalt als seine Pension. Jean war kaum zwanzig Jahre alt, als ihm sein Vater entrissen wurde; die Pension hörte auf, und das

unglückliche Kind sah sich vollständig mittellos. Damals verschaffte ihm sein Onkel Hubert Grivet eine Stelle im Ministerium.

Der Onkel Grivet hatte glücklich spekulirt, nun war er reich und hatte zugleich mit seinem Vermögen einen gewissen Einfluß gewonnen, den er zu gunsten seines Neffen geltend machte.

Doch that er dies nicht aus Wohlwollen zu Jean, persönlich kümmerte er sich herzlich wenig um ihn, es war ihm unangelegen, daß sich ein Grivet in offener Nothlage befände, er fürchtete, dies könne seinem Ansehen schaden und ihm Ärger verursachen, deshalb verwendete er sich für seinen Neffen.

Sobald Herr Hubert Grivet Jean dem tiefsten Elend entriß, glaubte er genug gethan zu haben und vermied geflistentlich, seinen Neffen wieder zu begegnen. Lehterer sprach zu wiederholten Malen bei seinem Onkel vor, besonders um ihm zu danken, dann, als er niemals angenommen wurde, schien er zu begreifen und ging nicht mehr hin. Dieses offenkundige Zurückziehen seiner Verwandten trankte ihn mehr, als er sich eingestehen wollte. Er hätte ebenso gern seinem Onkel eine tiefe Zuneigung bekundet, wie seiner hübschen Cousine, der kleinen Geneviève.

Seit jener Zeit bemüht sich Vater Grivet, nicht mehr an seine Familie zu denken: wenn sie seine Liebe und Dankbarkeit verschmäht — wenn sie nichts mehr von ihm hören und wissen will — schön! . . . dann wird er sie eben auch vergessen! . . . Das sagt er und glaubt er — und denkt ohn' Unterlaß an sie. Der arme Junge hat ja niemanden, den er lieb haben kann! Er ist zu arm, um zu heirathen; er sieht sich verdammt, allein in seiner Dachkammer zu leben, ohne daß seine Gedanken einen Augenblick bei einem geliebten Wesen weilen könnten.

Zuweilen trifft es sich, daß er auf der Straße seinen Onkel und seine schöne Cousine Geneviève begegnet. Dann klopfst ihm das Herz zum Zerpringen, er läuft nach der anderen Seite der Straße, geht auf dem Trottoir weiter und — sieht ihnen lange nach.

Er denkt nicht daran, ihnen böse zu sein. Das Unglück hat ihn nicht bitter gemacht, ja er sucht sie zu entschuldigen, indem er sich allein an allem die Schuld giebt: wenn sie ihn sehen würden, begrüßten sie ihn gewiß, er aber wollte nicht gesehen werden, denn er ist dürrig gekleidet, er würde sich schämen. . . . Vater Grivet blickt melancholisch auf seinen dunklen fadenscheinigen aber ordentlich gehaltenen Ueberrock! . . . Armes Kleidungsstück! Es ist so abgenutzt, daß es in Stücke gehen würde, wenn ein einziger Faden risse.

Wenn der Subalternbeamte am Tage seinen Onkel oder seine Cousine getroffen hat, kehrt er abends noch trauriger als gewöhnlich gestimmt in seine Manufaktur zurück und fühlt sich verlassen denn je. Sein Herz kann sich von den schlechten Menschen, die von ihm nichts mehr wissen wollen, nicht lösen.

Jede Woche bringt ihm Herr Raysbach, ein alter Freund seines Vaters, Nachrichten über die Familie Grivet; der Unglückliche hört es nicht gern und doch ist er nicht zufrieden, wenn er nicht diesen Besuch regelmäßig erhalten hat.

Herr Raysbach sieht Hubert Grivet alle Tage; gemeinsame Interessen führen die beiden zusammen. Dieser Mann hat viel Hochachtung und Freundschaft für Jean; doch würde er es nie über sich gewinnen, zu dessen gunsten zu sprechen. Die kleinste Unbequemlichkeit schreckt ihn ab, seine Ruhe ist ihm viel zu lieb, als daß er je etwas beginnen würde, was ihm Unannehmlichkeiten bereiten könnte. Man hat ihm keine Vertraulichkeiten gesagt, darüber ist er entzückt, er will nichts wissen, das ist viel bequemer. So kann er bei dem Onkel wie bei dem Neffen mit einem Freimuth glänzen, der ganz nach seinem Geschmacke ist. Uebrigens hat Vater Grivet nie versucht, ihn zu behelligen, ganz im Gegentheil.

Glücklich lauscht er den Worten Raysbach's und wird nie müde, jenem zuzuhören, wenn er von Geneviève spricht. Das Kind, so scheint es, ist herangewachsen; sie ist jetzt ein großes junges Mädchen von achtzehn Jahren. Wie doch die Zeit vergeht! Vater Grivet erinnert sich noch, wie er sie einmal in der Rue de la Paix getroffen hat. Damals hingen ihr die Lockenhaare auf die Schultern herab, eine hübsche Puppe trug sie unter dem Arm, — wahrhaftig, es ist ihm, als ob es gestern gewesen wäre und doch sind zehn Jahre darüber vergangen.

Eines Morgens kommt Herr Raysbach früher als gewöhnlich ins Ministerium und geht direkt in das Bureau Vater Grivet's. Dieser arbeitet und sieht ihn nicht eintreten.

— Bist Du einen Augenblick zu sprechen? fragt ihn Raysbach, indem er ihn mit der Hand leicht auf die Schulter klopfst.

— Ich stehe Ihnen natürlich zur Verfügung. Was ist denn geschehen? ruft der alte Beamte mit erlaunter Miene.

— Was sagst Du zu der großen Neuigkeit?

— Zu welcher Neuigkeit?

— Zu der Heirath Deiner Cousine, Donnerwetter!

— Geneviève heirathet?

— Ja . . . wußtest Du es denn nicht?

— Nein, stammelt der arme Mensch. Im ersten Augenblick wird man mich offenbar vergessen haben, sehen Sie, man wird es mir später mittheilen . . . und, wen heirathet sie denn?

— Herrn von X . . . — einen Adligen. Sein Titel ist das einzige Verdienst, das er meines Wissens nach besitzt. Dieser Herr ist über fünfzig Jahre alt, — er leidet an unzähligen Gebrechen und ist abscheulich häßlich. Die Kleine nimmt ihn augenscheinlich nur, um Gräfin zu werden. Schade! die hätte etwas Besseres verdient,

sie ist sonst ein so liebes Kind! . . . Na, übrigens, das hat sie mit sich auszumachen.

Herr Raysbach kann noch lange so fortsprechen, ohne eine Unterbrechung zu befürchten, — Vater Grivet denkt nicht daran, ihm etwas zu antworten. —

Herr Raysbach bemerkt dies wohl und wundert sich auch nicht sonderlich darüber, — nur fürchtet er schließlich einen vertraulichen Herzenserguß. Um diesem auszuweichen, sieht er auf und verabschiedet sich.

Vater Grivet bleibt lange, den Kopf auf die Hände gestützt; bisher hat er alles willig erduldet, alles ertragen; jetzt zum ersten Male lehnt er sich dagegen auf. Ist es etwa nicht genug, daß man ihm die Thür verschlossen hat, daß sein Onkel über ihn erröthet und seine Verwandtschaft verleugnet; nein, Herr Hubert Grivet verheirathet seine Tochter, ohne auch nur daran zu denken, ihm, dem Sohne seines Bruders, Mittheilung davon zu machen! . . . Ein Fremder muß dies thun! Aber er hat ja nicht einmal das Recht, sich zu beklagen, ist er denn nicht seinem Onkel zu Dank verpflichtet? Den Subalternposten, der ihn vorm Verhungern schützte, verdankt er dem Vater Geneviève's! Gewiß, er weiß genau, daß man ihm diesen Knochen nur zugeworfen hat, um ihn loszuwerden; diese Uebersetzung entbindet ihn aber nicht einer Art von Verpflichtung, unter der er schwer leidet. Am liebsten würde er alles, was er von dieser Familie, für die er nicht mehr existirt, erhalten, weit von sich werfen. Der bloße Schein empfangener Wohlthaten lastet auf ihm und erdrückt ihn!

Geneviève heirathet einen alten, kranken, häßlichen Menschen; sie will Gräfin werden, — sicher wird sie unglücklich werden, aber er beklagt sie nicht, sie soll thun, was sie will.

Vater Grivet ist ein anderer geworden, er fühlt sich jeder zärtlichen Regung, jedes Mitleids unfähig; man hat ihn betrogen, nun liebt er niemand mehr. Das verächtliche Schweigen seiner Verwandten hat ihn kurirt.

Als der arme Subalternbeamte eines Morgens ins Ministerium kommt, findet er einen Brief auf seinem Schreibtisch, er wirft einen Blick auf die Adresse, erkennt die Handschrift und erblickt. Dann zerreißt er das Couvert und liest langsam die folgenden Zeilen:

Paris, den 3. November 1880.

Mein lieber Junge!

Ich bin unserm Freunde Raysbach böse, er hat mir das Vergnügen, Dir die Hochzeit Deiner Cousine Geneviève mit dem Grafen X . . . anzugeigen, genommen. Uebrigens bist Du auch ein wenig Schuld daran, wenn Du Dich nicht so selten machtest, würdest Du durch uns allein diese gute Nachricht erhalten haben. Man sieht Dich aber nicht. Na, darüber muß man sich trösten und das Schicksal anklagen, das unsere Wege nie zusammengeführt hat. Die Feier findet in der St. Augustin-Kirche pünktlich um 12 Uhr mittags Freitag den 13. November statt. Und nun auf Wiedersehen, lieber Junge, ich wollte Dir keine gedruckte Anzeige schicken und zog es vor, Dir persönlich zu schreiben, um Dir wieder einmal einen Beweis von der wahrhaftigen Zuneigung Deines Onkels zu geben.

Hubert Grivet.

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

ie. Eine genaue Messung der Fluggeschwindigkeit wilder Enten. Die Geschwindigkeit des Vogelfluges ist im allgemeinen nur nach Schätzungen bekannt; es ist ein höchst seltener und gewiß wertvoller Fall, wenn dieselbe einmal mittels genauer wissenschaftlicher Instrumente festgestellt werden kann. Dies geschah an einem Dezentage des vorigen Jahres zufällig auf dem Meteorologischen Observatorium auf dem Blauen Hügel (Blue Hill) bei der Stadt Boston in Amerika. Man beschäftigte sich auf dieser Station wie auf vielen anderen in dem letzten Jahre mit der Messung der Höhe und der Geschwindigkeit von Wolken; es waren zu diesem Zwecke an zwei etwa 2 1/2 Kilometer auseinander gelegenen Punkten Theodoliten aufgestellt, an denen zwei Meteorologen für die Wolkenbeobachtung postirt waren. Plötzlich kreuzte eine lebendige Wolke, nämlich ein Schwarm wilder Enten, die Beobachtungslinie, und zufällig benutzten beide Meteorologen die Gelegenheit, gleichzeitig Messungen anzustellen, aus denen sowohl die Höhe als die Geschwindigkeit des Fluges berechnet werden konnte. Die Höhe betrug 958 Fuß über der unteren Station, über die die Enten hinfliegen; die Fluggeschwindigkeit ergab sich zu 76 1/2 Kilometer pro Stunde, also gleich der Geschwindigkeit eines tüchtigen Schnellzuges. Dabei ist noch in Rechnung zu bringen, daß der Wind sehr schwach war (nur 3 Kilometer pro Stunde) und aus Nord wehte, während die Enten aus Nordost kamen. —

— **Thener Münzen.** In London wurde dieser Tage die Montagu'sche Münzsammlung versteigert. Dabei wurde eine Tetradrachme der ersten Ausgabe Alexanders des Großen, von der heute nur noch zwei andere Exemplare bekannt sind, auf 49 £. 10 Schilling getrieben. Eine kreisförmige Medaille mit dem Bildnisse desselben Herrschers brachte 31 £. Eine silberne Tetradrachme von Agrigent ging zu 15 £. 10 Schilling ab, und Syrakuser Tetradrachmen gingen auf 16 £., 15 £. 5 Schilling und 17 £. 10 Schilling, eine silberne Syrakuser Tetradrachme von Cuinetos auf 30 £., eine zweite auf 23 £. 10 Schilling. Ein Goldstater von Philipp II. wurde zu 12 £. 10 Schilling und ein goldener Doppelstater von Alexander dem Großen zu 14 £. 10 Schilling zugeschlagen. —

Literarisches.

n. Hermann Friedrichs: „Vor dem Streik.“ Dresden, 1897. C. Pierson's Verlag. — Lassen wir den Dichter selbst reden. Erster Aufzug. Anna, die Tochter des Werkführers Viesegang, seufzt: „Nun sitz' ich wieder allein mit meinem Leid.“ Ihr Liebhaber, der Sozialdemokrat Rauscher, „ein trotziger Bursche“, erscheint: „Ah, Du bist allein!“ Anna: „Wollt Ihr denn wirklich Ernst machen, Liebster?“ Rauscher: „Wollen?! . . . Wollen?! . . . Wüssen wir denn nicht, wenn wir uns nicht selbst verzehren sollen?!“ Vater Viesegang kommt hinzu: „Was zum Teufel soll nun das hier?!“ Anna: „Himmel, steh' mir bei!“ Rauscher: „Der Lohn muß um 25 pCt. besser werden und die Arbeitszeit kürzer . . . Wenn Ihr und Wimmstein (der Fabrikant) das endlich einsehen wollten, wäre viel gewonnen.“ Viesegang: „Nach Feierabend im Werkhaus liegen . . . spät nachts im Dusel heimtrollen . . . zur Fabrik gehn, die Schnapspulle im Sack . . . da, da liegt Cure Noth!“ Er weist Rauscher die Thür. Anna: „Himmel, steh' mir bei!“ Rauscher ab. Viesegang liest seiner Tochter die Leviten und geht dann auch ab. Gleich darauf steigt Rauscher durch's Fenster wieder in's Zimmer. Anna: „Gott sei Dank!“ Rauscher: „Die Ohren soll ich mir verstopfen lassen, um den Schmerzensschrei der Unterdrückten nicht zu hören?! . . . Himmel, steh' mir bei!“ Er will durch das Fenster wieder abgehen. Anna: „Du darfst nicht von mir gehn; denn ich . . . ich . . . bin Dein!“ — Zweiter Aufzug. Fabrikant Wimmstein, der soeben die Arbeiterdeputation zur Thür hinauskomplimentirt und den alten Viesegang nach der Polizei geschickt hat, benützt die günstige Gelegenheit, um ein bißchen mit Anna zu posfiren. Der alte Sünder wird dabei gestört von: Rauscher, 4 Männern, 5 Frauen und einem Sängling. Er drückt sich rasch. „Alle (orkanartig, wild-empört durcheinander schreiend). Das wagte der Hund?! . . . Himmel und Hölle! . . . Wo steckt er?! . . . Zerreißen wollen wir ihn! . . . Schändlich . . . Schmachvoll! . . . Stürmen wir ihn die Bude! . . . Siedeten wir dem Kerl das Haus in Brand! . . . Bravo! . . . Bravo! . . . Drauf und dran!“ Unter den Auser: „Die ganze Herrlichkeit soll himmeln! . . . Dem wollen wir's einseifen! . . . Drauf und dran!“ wird alles kurz und klein geschlagen. Rauscher hat sich inzwischen, „Himmel, steh' mir bei!“ rufend, von Anna zur Thür hinaus ziehen lassen. „Alle (durcheinander). Was . . . Rauscher hat sich dünn gemacht? . . . Das ist ein netter Bruder, der . . . Hol's der Teufel!“ — Dritter Aufzug. Anna und Rauscher am Bette des alten Viesegang, den der streikende Arbeiter Klingenberg schwer verwundet hat. Er stirbt, nachdem er die Geschichte mit Wimmstein erfahren und dem Bündniß zwischen Anna und Rauscher seinen Segen gegeben hat. Rauscher ab. Anna „schmerzdurchwühlt“ allein. In diesem Augenblick dringt das Geräusch hastiger Schritte auf dem gepflasterten Hof durch's Fenster und gleich darauf, wie etwas entfernter, die — Stimme Rauscher's: „Wer folgt mir? (Betroffen.) Du, Klingenberg?!“ Stimme Klingenberg's: „Dachtest wohl . . . Sie hätten mich längst? . . . Ha . . . ha . . . ha! . . . Ne . . . ne . . . muß erst noch ein Wörtchen mit Dir reden . . . Eber bin ich nicht zu haben . . . He . . . he . . . he!“ Nach kurzem Wortwechsel ein „deutlich hörbarer Stoß“. (Hier macht ein marterstürender Schrei Rauscher's Anna im Innersten erbeben.) Anna: (entsetzenvoll, mit Grabesstimme): „Himmel, was war das?“ (Greift krampfhaft nach dem Herzen.) „Andre's!“ (Aus tiefster Seele): „Mein Andre's!“ (Weibt während des Folgenden geisterbleich, mit hervorquellenden Augen.) Stimme Rauscher's (schmerzdurchzuckt): „Klingenberg! . . . Mordmörder! . . . Weh . . . Weh mir! (Wie die eines Sterbenden, der aushaucht): „Hanaa!“ Anna: „Andre's . . . Gott!“ (Greift, wie nach einem Fall, konvulsivisch in der Luft herum und bricht ohnmächtig zusammen.) Minutenlange Todesstille. Dann fällt der Vorhang. —

Kulturhistorisches.

— Einen Speisezettel aus dem 12. Jahrhundert theilt das „Leipziger Tagebl.“ mit. Es ist ein Wochenzettel, an den sich in der Fastenzeit die Augustiner Chorherren auf dem Petersberge bei Halle a. S. hielten, und er lautet: Sonntag: Mittags: Mandelsuppe. Karpfen. Treugheiß (?). Erbsengemüse und Stockfisch. Abends: Biersuppe. Stockfisch oder Lachs. Gebratener Kal. Grützgemüse. Siedhonig oder Feigen. Nohmildch (?) oder alte Weiber (?). — Montag: Grützsuppe. Rüstige (?) Heringe mit Sauerkraut. Karpfen in der Brühe. Rübengemüse mit Lachs. — Dienstag: Biersuppe. Bratheringe mit kalten Erbsen. Kal. Krautgemüse. Stockfisch. — Mittwoch: Rüstige Heringe mit Zwiebeln. Hantsuppe oder Strid (?). Karpfen. Grützgemüse. Stör oder sonstige Fische. — Donnerstag: Grützsuppe. Bratheringe mit kalten Erbsen. Kal in der Würze. Rübengemüse. Lachs mit Zwiebeln. — Freitag: Rüstige Heringe mit Zwiebeln. Erbsensuppe. Karpfen in der Würze. Stockfisch mit Krautgemüse. — Sonnabend: Biersuppe. Bratheringe mit Erbsen. Lachs in der Brühe. Grützgemüse. Feigen. Siedheringe oder sonstige Speisefische. —

Technisches.

— Der blaue Kap-Asbest. In der Kapkolonie sind sehr große Asbestlager vorhanden. Dieser Asbest unterscheidet sich von den anderen im Handel vorkommenden Sorten zunächst durch seine blaue Farbe, dann durch eine viel größere Leichtigkeit und endlich dadurch, daß man ihn in gleichförmigeren und härteren Schichten

findet als in Indien, Italien und Kanada; dies gestattet die Gewinnung längerer und stärkerer Fasern. Von der Bearbeitung des Kap-Asbest mit den in Kanada angewendeten Maschinen scheint man sehr gute Resultate erreicht zu haben; die Faser kann aufgelöst und zu Berg verarbeitet werden, dessen spezifisches Gewicht um die Hälfte kleiner ist als das andere Asbeste. Dieses Berg kann zu sehr feinen Fäden versponnen werden, die zur Fabrication von Geweben, Fäden, Schnüren und allerlei Seilen benutzt werden. Alle diese Gegenstände besitzen eine nur wenig kleinere Festigkeit als die Produkte aus vegetabilischer Faser; sie sind außerdem unentzündlich, verfaulen nicht und werden durch atmosphärische Einflüsse nicht alterirt. Ihre Anwendung scheint deshalb geeignet, die Lederriemen und andere Gegenstände in den Fabriken und in allen Fällen zu ersetzen, wo die gewöhnlichen Seilerwaaren nur sehr wenig aushalten. Um die Festigkeit des Kap-Asbest zu bestimmen, hat man kürzlich ein 19 Millimeter starkes Seil aus blauem Asbest, an welchem ein Gewicht von 100 Kilogramm hing, der Flammeinwirkung eines Gasbrenners ausgesetzt, wobei dasselbe erst nach 22 Stunden riß. Die blauen Asbestseile sind etwas leichter wie nene russische Hanfseile und besitzen ungefähr 66 pCt. von der Zugfestigkeit derselben. Seit kurzem hat man auch begonnen, Asbest zur Anfertigung von Matratzen zu verwenden und, wie es scheint, mit sehr gutem Erfolg. Die Asbestfaser ist biegsam und elastisch, ihre Normaltemperatur im Winter verhältnißmäßig hoch und im Sommer niedrig; der Asbest scheint auch, da er für Insekten und Aussteckungskeime keinen günstigen Aufenthaltort bietet, zu Krankenlagern in Hospitälern vorzüglich zu passen. („Technische Mundschau.“)

Humoristisches.

y. Der Blitz und die Rußbutte. Ein erzgebirgischer Rußbuttenmann, der mit dem Mess auf dem Buckel durch den Wald ging, wurde von einem Gewitter überrascht. Er suchte vor dem Unwetter Schutz in einer nahen Höhle und trat unter. Sein Mess legte er ab und vor sich hin auf den Boden. Da zuckte ein Blitz hernieder und schlug das Mess sammt dem kernsuppgefüllten Häßchen in tausend Splitter. Der Mann, der all sein Um und Auf, seinen ganzen Reichtum vernichtet sieht, schüttelt die Faust gen Himmel und schreit, den Donnerkeil meinend: „Wenn i wohin (wohin) schlag', do sah (sehe) i do (d) ach (auch), wohin i schlag! Da schlag' i do net glei ins Rußbuttenraff (reff) rei (hinein)!“ —

Vermischtes vom Tage.

- Am 13. März 1827 wurde in Berlin das erste Trottoir gelegt. Der Baghals, so solches unternahm, erhielt eine allerhöchste Belobigung. —
- In der protestantischen Hauptkirche in Wiesbaden hielt vor den Krieger- und Militärvereinen und zahlreichen Offizieren der Pfarrer Ziemendorff die Zentenarfeier-Rede. Er meinte, man solle keinen Göhdienst treiben; es seien in der letzten Zeit Gedenkstage genug gewesen; diese würden meist nur zur Völlerei benutzt, in der Kirche solle man nur Gott verehren u. s. w. —
- Bei der Zentenarfeier-Illumination in Wese! ist ein fünf-jähriges Mädchen verbrannt. — In Lipine traf bei der Zentenar-Borfeier einen Obersteiger, der die Festrede gehalten, sein Versschlag. —
- b. w. c. Der Millionär Schaffle in Mühlhausen i. G. hat den Inhaber einer Hamburger Einjährig-Freiwilligen-„Presse“ 10 000 M. gezahlt, nachdem sein Sohn das Examen bestanden hatte. — Auf eine Mordleistung sein so ein „Einjährig-Freiwilligen-Examen!“ —
- Der Münchener Lokal-Baukommission liegt ein Gesuch um Errichtung eines Hunde-Schlachthauses in einer Vorstadt vor. —
- In Hirschau (Oberpfalz) hat eine Feuersbrunst 8 Haupt- und 40 Nebengebäude in Asche gelegt. —
- Rodolphe Salis, der Gründer des Künstler-Zingeltangels „Chat Noir“ zu Paris ist gestorben. —
- Der größte Wasserbehälter der Welt. Die Stadt Boston (Nordamerika) geht daran, sich das größte Wasserreservoir bauen zu lassen, welches bis jetzt geplant wurde. Es soll 65 Milliarden Gallonen, das sind an 800 Milliarden Liter, Wasser fassen und wird damit zweimal so groß sein als dasjenige zu Croton für New-York und wie selbes für Birmingham zusammen- genommen. —
- Durch einen Orkan wurde in Arlington (Nordamerika) die Kinder-Bewahranstalt zerstört. Dreizehn Kinder sind getödtet, mehrere verletzt worden. —
- b. w. c. In Louisville (Kentucky, Nordamerika) wurde eine verstorbene Musiklehrerin in ihrem Klavier begraben. Sie hatte es zu ihren Lebzeiten so angeordnet. —
- In Mexiko versuchte ein Toreador den Stier von einem Fahrrad aus zu fällen. Das Thier nahm Rad und Mann auf die Hörner und schleuderte beide in den Zuschauerraum. Der Stierkämpfer soll, nach der Aussage eines Berichterstatters, ausgehoben haben, als wenn er durch eine Kopierpresse gezogen worden wäre. —
- Der Zentral-Bahnhof in Buenos-Aires ist niedergebrennt. Das Feuer entstand durch Explodiren einer Gasleitung in der Turmuhr. —